

geblieben, als die Realität in Betracht zu ziehen und nach dem Gewissen des einzelnen zu handeln. Nicht alle Diener der Kirche seien in den Jahren der Prüfung ihrer Berufung in gleicher Weise treu gewesen. Die jetzt notwendige „Reinigung und Wiederbelebung“ der Kirche müsse aber aus dem „Geist der Versöhnung“ erfolgen.

Noch nicht bereinigt ist das Verhältnis zwischen dem Moskauer Patriarchat und der *russisch-orthodoxen Auslandskirche* (mit Hauptsitz in den USA), deren Jurisdiktion sich inzwischen einige Dutzend Gemeinden in Rußland unterstellt haben. Immerhin fand kurz vor dem Putsch ein erstes Treffen in Moskau zwischen Vertretern des Moskauer Patriarchats und der Auslandskirche statt. Im Anschluß an das Treffen erklärten Vertreter der Auslandskirche, die Begegnung bedeute nicht die Aufnahme offizieller Beziehungen mit dem Moskauer Patriarchat; es sei jedoch der Anfang zu einem Dialog gemacht worden.

Für Rom wird es komplizierter

Auch für die *katholische* Kirche ergibt sich eine *neue Konstellation*. Bislang war die zentrale politische Führung in Moskau entscheidender Ansprechpartner für die vatikanische Diplomatie, ebenso wie das Moskauer Patriarchat im kirchlich-ökumenischen Bereich. Jetzt werden sich die Dinge stärker auf die einzelnen Republiken mit ihrer sehr unterschiedlichen katholischen Präsenz verlagern. Im Fall der *drei baltischen Staaten*, deren Souveränität jetzt von der sowjetischen Führung wie von zahlreichen Staaten der Welt anerkannt bzw. wiederanerkannt wurde, hat der Heilige Stuhl schnell gehandelt; Kardinalstaatssekretär *Angelo Sodano* richtete am 30. August Schreiben an die Ministerpräsidenten von Estland, Lettland und Litauen (*Osservatore Romano*, 30. 8. 91), in denen eine *Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen* mit den drei Staaten in Aussicht gestellt wurde.

In Litauen, dessen Einwohner zu etwa 80 Prozent katholisch sind, wurde die Hierarchie 1989 wiederhergestellt; die Bistumsgrenzen zwischen Litauen, Weißrußland und Polen entsprechen jetzt den politischen Grenzen. Für die beiden Diözesen in Lettland mit zusammen etwa 500 000 Katholiken ernannte Johannes Paul II. im Mai dieses Jahres neue Bischöfe. In Estland lebt nur eine kleine Minderheit von ungefähr 10 000 Katholiken, deren Gemeinden von einem einzigen Priester betreut werden; die 1924 im unabhängigen Estland eingerichtete Apostolische Administratur ist nicht besetzt.

Noch nicht zu übersehen sind die Konsequenzen, die sich aus der weiteren Verselbständigung der *Ukraine* innerhalb der Sowjetunion für die dortigen kirchlichen Konflikte ergeben könnten. Sowohl die ukrainisch-katholische Kirche wie die autokephale orthodoxe Kirche haben ihr Schwergewicht im Westteil der Republik, aus dem auch die deutlichsten Voten zugunsten einer vollen Unabhängigkeit der Ukraine kommen. Kardinal *Myroslav Lubachivsky*, der Großerbischof von Lemberg (er hält sich seit mehreren Monaten in der Ukraine auf), sprach in einer Stellungnahme zur Unabhängigkeitserklärung des ukrainischen Parlaments vom 24. August (sie ist am 1. Dezember Gegenstand eines Referendums) von einem „unvergesslichen historischen Augenblick“. Die ukrainisch-katholische Kirche richte Dankgebete an die Heilige Dreifaltigkeit und teile die Freude aller Ukrainer in der Heimat wie im Ausland.

Inzwischen hat sich der Heilige Stuhl auch um den Kontakt zum *russischen Präsidenten* bemüht. Erzbischof *Jean-Louis Tauran*, Sekretär für die Beziehungen zu den Staaten, traf am 14. September in Moskau mit Boris Jelzin zusammen; bei dem Treffen wurde über den Ausbau der Beziehungen zwischen Rußland und dem Heiligen Stuhl gesprochen. Vermutlich wird Jelzin noch in diesem Jahr anlässlich einer Reise nach Italien mit Johannes Paul II. zusammentreffen. Der Apostolische Administrator für die Katholiken im europäischen Teil von Rußland, Erzbischof *Tadeusz Kondrusiewicz*, äußerte mehrfach seine Freude über das Scheitern des Putsches und den dadurch bewirkten Schub im Demokratisierungsprozeß: der Demokratisierungsprozeß, so der Erzbischof in einem Interview mit der italienischen katholischen Wochenzeitschrift „Il Sabato“ (31. 8. 91), sei auch für die Kirche von großer Bedeutung; weil er eine immer größere Freiheit für das pastorale, missionarische und kulturelle Wirken mit sich bringe. Gerade dieses Wirken der katholischen Kirche in Rußland ist aber der orthodoxen Seite vielfach ein Dorn im Auge. So sprach sich der Leiter des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, Metropolit *Kyrill* von Smolensk, unlängst gegen die Errichtung katholischer Gemeinden für Russen aus. Die katholische Kirche solle vielmehr ihre Aktivität in Rußland auf ausländische Diplomaten und Geschäftsleute sowie auf die Angehörigen nationaler Minderheiten wie Polen und Litauer beschränken. U. R.

Kirchenbau: Wie sieht seine Zukunft aus?

Die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung, vertreten durch ihr Institut für Kommunalwissenschaften, und der kulturpolitisch rührige Oberbürgermeister einer württembergischen Mittelstadt warteten Anfang September erneut mit einer Tagung zum Themenbereich Kunst und Kirche auf, wie

es sie in dieser Breite im außerkirchlichen Raum nur selten gibt. Zwei Jahre, nachdem man, gleichfalls auf ökumenischer Basis, Freunde und Fachleute der Kirchenmusik nach Schwäbisch-Gmünd geholt hatte (vgl. HK, Oktober 1989, 468 ff.), ging es diesmal um den Kirchenbau. Das The-

ma: „Kirche im Mittelpunkt? Die Zukunft der Kirchenbauten im 21. Jahrhundert“.

Auch wenn ein Journalist bei der Tagungspressekonferenz sich partout nicht in seiner Ansicht beirren lassen wollte, daß dieses Thema doch ganz und gar uninteressant sei – nicht nur die *hohe Teilnehmerzahl* strafte diese Meinung Lügen. Die Themenstellung der Tagung traf im Gegenteil offensichtlich eine für Glaube und Kirche unter den kulturellen Bedingungen in Mitteleuropa überaus aktuelle Fragestellung: So unterschiedlich auch die Verhältnisse, so unabweislich ist die Frage nach dem Ort – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn – der Kirchen in einer Gesellschaft, in der das Christentum seine zentrale geistige Stellung eingebüßt hat.

Kirche als zwingende oder persönlich gewählte Mitte

In *Evry bei Paris* unternimmt eine in den 70er Jahren neu entstandene Diözese etwas, von dem viele in Frankreich angenommen hatten, daß man es heute gar nicht mehr könne und – aus Angst vor der Möglichkeit, als triumphalistisch mißdeutet zu werden – auch nicht solle. Man baut auf einem eigens für diesen Zweck zurückgehaltenen und zentral gelegenen Grundstück in einer jenen „neuen Städte“ im Umland von Paris eine *Kathedrale*. Als Architekt konnte der international bekannte und renommierte Tessiner *Mario Botta* gewonnen werden. In Deutschland, aber nicht nur hier, stehen Kirchen z. T. leer und warten auf eine andere, mit der bisherigen Bestimmung nicht unvereinbare Nutzung. Anderswo sollen Gottesdiensträume angesichts schwindender Gottesdienstbesucherzahlen so verkleinert werden bzw. für verschiedenartige Nutzung – vom Kleingruppengottesdienst bis zum Chorkonzert vor großem Publikum – eingerichtet werden, wie es heutigen Anforderungen besser entspricht. Ganz zu schweigen von dem Handlungsbedarf bei Kirchenbau, -restauration und -wiederaufbau in den neuen Bundesländern.

Den historischen Hintergrund der gegenwärtigen Kirchenbaudiskussion lieferte in Schwäbisch-Gmünd der Bonner Anglistik-Professor *Rolf Lessenich* mit einem anregenden Durchritt durch die Geistes- und Kirchenbaugeschichte von 2000 Jahren. Lessenich teilte diese Geschichte im wesentlichen in zwei Phasen ein: in den *Aufstieg* von Kirche und Kirchengebäude zur geistigen und stadtplanerischen Mitte bis zu ihrem Höhepunkt im 13. Jahrhundert und den *Abstieg* zur geistigen und stadtplanerischen Randlage, deren vorläufig letzte Stufe wir gegenwärtig erleben. Der Spannungsbogen verlief so zwischen der abendländischen Kirche als *zwingender und verbindlicher Mitte* von Kultur und städtischen Siedlungen bis zur Kirche der Gegenwart als im Gegensatz dazu *persönlich zu wählender geistiger Mitte* des einzelnen.

Wie aber kann unter diesen Bedingungen Kirchenbau aussehen? Was bei Lessenich gegen Ende hin eher pessimistisch gefärbt schien, erwies sich im Verlauf der Tagung als weniger problematisch, als man zunächst annehmen konnte. Trotz aller konfessionsspezifischer unterschiedlicher Akzentuierungen, die unüberhörbar waren, bestand zunächst einmal Übereinstimmung darin, daß – wie es der Münsteraner Liturgiker *Klemens Richter* nannte – die christliche Gemeinde im Grunde keines aus der Welt ausgegrenzten Heiligtums bedürfe, um Zugang zu ihrem Gott zu erhalten.

Zum Christentum gehört beides – so der Göttinger protestantische Theologe *Karl-Fritz Daiber* –: der „theologisch begründete Auszug aus der Kirche“ ebenso wie die „Rückkehr in die Gegenwart des Heiligen“. Diese nötige Relativierung mitberücksichtigend, war in Schwäbisch-Gmünd wenig von jener – auf katholischer Seite in der Nachkonzilszeit nicht seltenen – Scheu zu spüren, die *Sichtbarkeit der Kirche* auch in ihren kultischen Räumen und Gebäuden zu bejahen. Das mochte daran liegen, daß die meisten Tagungsteilnehmer beruflich mit dem Kirchenbau zu tun haben – das kann aber auch damit zu tun haben, daß man das Problem inzwischen insge-

samt nüchterner zu sehen gelernt hat. Daiber: Kirchenbau ist „Teilhabe an der ästhetischen, politischen und kommunikativen Kultur“.

„Musealisierung der Kathedralen und Kathedralisierung der Museen“

Gleichfalls unstrittig in den beiden großen Konfessionen war die Auffassung, daß eine Kirche nur insofern „Haus Gottes“ genannt werden kann, wie sie „Haus der Gemeinde“ (Richter) ist. Dennoch hat eine Kirche neben ihrer „Innenseite“ auch noch eine „Außenseite“, wie es der Bonner Liturgiker *Albert Gerhards* nannte. Gerhards betonte die Spannung zwischen beiden und verwies damit auf ein Thema, das kennzeichnend ist für das Kirchengebäude in einer Zeit, in der es nicht länger die tatsächliche Mitte eines dörflichen oder städtischen Lebens darstellt – allenfalls noch geographisch, nicht aber im Bewußtsein der Mehrheit der am Ort lebenden Bevölkerung. Die *Zeichenhaftigkeit* des Gebäudes sei jedoch nicht abzulösen von der lebendigen Gemeinde, die in ihr feiert und betet, die „Ästhetik des Glaubens“ müsse stimmen, und dazu gehöre, daß die Kirche „ihre Identität durch die Hinwendung zum anderen erhält“.

In Zeiten der „Musealisierung der Kathedralen und Kathedralisierung der Museen“ (Gerhards) hat es den Anschein, als gebe man sich vielfach schon mit der Außenseite zufrieden. Unter den herrschenden säkularisierten Verhältnissen, so war in Schwäbisch-Gmünd zu hören, können Kirchengebäude nur schon deshalb gefragt sein, weil es sie gibt. Ihr bloßes Dasein, ihr ästhetisches Äußere ist durchaus gefragt. Darf dies den Kirchen genügen? Teilnehmer aus den neuen Bundesländern berichteten von dem großen Interesse am Wiederaufbau bzw. der Restauration alter Kirchen auch in Teilen der Bevölkerung, die sich nicht als kirchlich gebunden fühlen.

Der Hamburger Architekt und Architekturdozent *Bernhard Hirche* erläu-

terte ein von ihm realisiertes Kirchenneubauprojekt in der aus zahlreichen ehemals selbständigen Gemeinden zusammengefügt Stadt *Taunusstein* unweit Frankfurts. In diesem nicht historisch gewachsenen, sondern auf dem Reißbrett entworfenen Stadtzentrum wurde der Kirche eine *repräsentative Zentrallage zwischen Bürgerhaus und Rathaus* eingeräumt. Wie immer die konkreten Verhältnisse in dieser Stadt sind und die Umstände dieses Kirchenneubaus waren, Taunusstein stand in der Tagung für die Frage, wie sich die Kirche in solchen Fällen verhalten soll: Könnten die Kirchen nicht in Zukunft sogar mehr und mehr gehalten sein, sich manchen an sie herangetragenen kommunalpolitischen Bedürfnissen zu verweigern?

Sollen die Kirchen für die allerdings ohnehin rar gewordenen Kirchenneubauten zentrale Lagen ohne weiteres akzeptieren, obwohl diese äußerliche Lage nicht durch ein entsprechendes Bewußtsein der Mehrheit der Bevölkerung gedeckt ist? Der aufgeklärt-absolutistische Herrscher – siehe Karlsruhe – wies der Kirche seinerzeit als einer von ihm eingebundenen Ordnungsmacht den Platz gegenüber dem Rathaus zu, Rathaus und Kirche waren gleich weit entfernt von der eigentlichen Mitte, dem Schloß.

Sollten die Kirchen in post-moderner Zeit vielleicht dem *zivilreligiösen* emotionalen oder *ästhetischen* Ansinnen auf den Leim gehen und eine Mitte spielen, die sie faktisch gar nicht mehr besitzen? Oder könnte es sein, daß uns im immer noch in Kategorien der abendländischen „Christenheit“ denkenden Mitteleuropa schlicht die Phantasie fehlt, uns vorzustellen, Kirchen könnten anderswo als in der geographischen Mitte unserer Städte liegen? Hier wäre es interessant gewesen, zum Vergleich die *nordamerikanische* Situation kennenzulernen mit ihren gänzlich andersartigen städtebaulichen wie aber auch kirchlich-religiösen Verhältnissen.

Daiber sah die zukünftige Entwicklung daher auch eher in eine andere Richtung gehen: weniger in repräsentativen Kirchenbauten, dafür aber mehr in *kirchlichen Räumen* inner-

halb von unterschiedlich genutzten Gebäuden, unscheinbarer und versteckter, kleiner und eher am Rande der Käufer- und Passantenströme. Der Marburger evangelische Kirchenbaufachmann *Horst Schwebel* erinnerte in dem Zusammenhang die Kirchen an die mit einer angestammten Mittenlage verbundene Verantwortung: In zentraler City-Lage hätten sie eine andere Aufgabe als in der Form der herkömmlichen Territorialpfarre am Rande der Städte.

Nach dem Mehrzweck die Multifunktionalität

Vor diesem Hintergrund stellte sich auch die Frage nach der Multifunktionalität von Kirchen, seit langem ein beliebtes Thema in der Kirchenbaudiskussion, auf andere Weise. So verschieden ihre Sichtweisen des Kirchenbaus der Gegenwart auch sonst waren, der Münsteraner Architekt *Dieter Georg Baumewerd* (vgl. das Interview mit ihm in: HK, Juni 1990, 273 ff.) als auch der Wiener Kirchenbau- und Kunstfachmann *Herbert Muck* schienen durchaus einen weit- hin geteilten common sense zu treffen, als sie den Versuch aus den 70er Jahren, Kirchen als *Mehrzweckbauten* zu erstellen, für tot erklärten.

Zugleich wurde aber gerade von protestantischen Referenten die Einbindung von Gottesdiensträumen in ein breiteres und vielschichtigeres Kommunikationsgeschehen betont: Der Vorsitzende des Evangelischen Deutschen Kirchenbautages, der Mainzer Theologe *Rainer Volp*, erinnerte in

diesem Zusammenhang an die vielfältige Nutzung von Kirchen in der Geschichte des Kirchenbaus im breiten Feld zwischen „Spiritualität und Sozialität“. Und der Hamburger Architekt *Friedhelm Grundmann* stellte interessante Modelle für einen multifunktionalen Umbau von alten Kirchen vor, der heutigen Nutzungsgewohnheiten gerechter werden will, als dies bei der traditionellen unveränderlichen Innenstruktur von vielen Kirchengebäuden in der Regel möglich ist.

Man begnügte sich in Schwäbisch-Gmünd jedoch nicht mit der vergleichsweise spezifischen Fragestellung, wie sie das Tagungsthema vorgab. Die Tagung versuchte zugleich, ein *Seminar für Kirchenbau* im allgemeinen zu sein – und übernahm sich dabei sowohl zeitlich wie auch inhaltlich. Weniger wäre hier eindeutig mehr gewesen. Inhaltliche Überschneidungen erschwerten den Referenten den Vortrag und den Teilnehmern das Zuhören. Die Fülle der Referate konnte ein wichtiges Defizit nicht verdecken: Es fehlte der Versuch, das Vorgetragene inhaltlich zusammenzuführen, zu ordnen, auf Fragestellungen hin zu bündeln, um so ein Auditorium von rund 300 Theologen, Architekten, Künstlern und Städteplanern tatsächlich miteinander ins Gespräch zu bringen. So verließ man Schwäbisch-Gmünd mit dem Gefühl, daß mit dieser Tagung zwar ein sowohl kulturell und soziologisch als auch theologisch brisantes Thema angerissen worden ist, aber dies der Sache nach noch längst nicht ausgereizt wurde. K. N.

Christentum – Islam: Wo steht der Dialog?

„Wer ist Jesus für Christen, die unter Muslimen leben?“ – das war das Thema der 18. „Journées Romaines“, die vom 31. August bis zum 6. September 1991 in Rom stattfanden. Seit 1956 wird diese internationale und ökumenische Begegnung von Fachleuten des christlich-islamischen Dialogs mit Praktikern aus der Seelsorgs- und

Sozialarbeit in islamischen Ländern in Rom veranstaltet. Die „Journées Romaines“ haben sich im Laufe der Jahre zu einem wichtigen Gradmesser des Standes der christlich-islamischen Beziehungen auf Weltebene entwickelt. An dem diesjährigen Treffen nahmen fast 100 Teilnehmer aus 29 Ländern teil, die in ihrer Zusammen-